

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 26 (1936)
Heft: 22

Artikel: Der Ueberwinder [Fortsetzung]
Autor: Aeby, Alfons
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-643210>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 22 - 26. Jahrg.

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Herausgeber: Jules Werder, Buchdruckerei, in Bern

30. Mai 1936

Pfingstlied. Von Emil Hügli.

In Fülle prangt die ird'sche Welt,
Zu neuer Pracht erstanden;
Natur jauchzt bis zum Himmelszelt
Ihr: „Sieg in allen Landen!“
Und wie im ersten Frühling ward
Der Ostern Ruf vernommen,
So klingt es heut: „Das schöne Fest
Der Pfingsten ist gekommen!“

Wie hat die gütige Natur
In Liebe doch gewaltet
Und rings in Wald, auf Berg und Flur
Das Leben neu gestaltet!
So tu' dich auf, du sehend' Aug,
Zu seligem Geniessen
Und lass' die wundersame Pracht
Tief in die Seele fließen.

Doch wie du dich am Glanz erfreust,
O Mensch, an all dem Segen,
Erkenn' auch, daß der Liebe Geist
Nur kann die Welt bewegen,
Der Geist, der auch der heil'ge ist,
Allwaltend tief im Stillen,
O möge er mit seiner Macht
Auch unser Herz erfüllen.

Der Ueberwinder. Roman von Alfons Aeby.

22

Lothar suchte zitternd nach der Türklinke, es war ihm, er müsse ersticken. Draußen stand er einen Augenblick benommen, hob dann den Kopf und atmete befreit. Wie war die Luft so erquickend, der Himmel so blau und die Welt so voll Sonne.

Ruth beeilte sich nicht. Franz öffnete auf der andern Seite den Schlag, reichte ihr die Hand beim Aussteigen und schob ihr zugleich ein Brieflein zu. Sie nahm es, ohne überrascht zu sein, in Empfang und verbarg es in der Handtasche. Dann dankte sie ihm für die genussreiche Fahrt und war heiter und unbefangen.

Franz sagte in bester Laune: „Mein Wagen steht euch gerne für die morgige Partie nach Lugano zur Verfügung.“

„Danke“, sagte Lothar schroff, „wir gehen unsere eigenen Wege.“

„Doch nicht ins Raff zurück?“ höhnte Franz.

„Wir werden sehen“, entgegnete Lothar. „Gute Nacht, Herr Hollmann.“

Fest hielt er Ruth im Arm und benutzte die Kreuzung mit einem andern Auto, um den nächsten Seitenweg zu erreichen.

Eine Weile schritten sie wortlos nebeneinander, bis Ruth plötzlich stehen blieb, ihren Arm aus dem seinen löste und böse fragte: „Warum bist du so launisch?“

„Warum launisch?“ brauste er auf.

„Wir machen eine gemütliche Fahrt und am Ende bist du ohne Grund verstimmt und unhöflich, so daß man sich schämen muß.“

„Meinetwegen geschämt hast du dich?“ fragte er wild.

„So bist du jederzeit“, entgegnete sie unleidig, „du fällst in dich zusammen wie ein Schulbub. Wenn so ein Broß daherkommt, bist du scheu und verlegen. Es hat ihm gefallen, den Großartigen zu spielen, um dich klein zu machen. Warum hast du in Ascona die Rechnung nicht bezahlt? Du hast ja auch Geld. Es hätte sich geziemt. Man muß sich nicht geringer zeigen, als man ist.“

„Und die Frau soll nicht helfen, den Mann zu erniedrigen“, sprach er leidenschaftlich.

„Wie meinst du das?“ fragte sie scharf. Noch nie hatte er sie so selbstbewußt gesehen.

Lange schwieg er, dann sagte er in bestimmtem Tone: „Das Beste ist, wir verreisen morgen früh.“

Sie weinte und entzog sich ihm, als sie im Hotel ankamen.

Heimlich las sie Franzens Botschaft.

In Maschinenschrift stand geschrieben: „Es wird Sie interessieren, zu erfahren, daß Ruth Gaud und die Geschwister Hollmann kein verwandtschaftliches Blut haben. Dies nach eidlicher Aussage von Frau Gaud.“

Frau Waldbauer wurde totenbläß. Das war die Strafe ihrer Mutter. Sie verbarg den Zettel. Dann stand sie lange mit geschlossenen Augen und malte sich aus, wie es wäre, wenn sie Franz Hollmann geheiratet hätte. Welch ein genussreiches Leben, welche Hochzeitsreise im Auto und welche Freuden, ohne sorgliche Berechnung, ohne Einschränkung und ohne Hader. Wo Geld im Ueberfluß vorhanden war, da mußten

alle kleinlichen Streitigkeiten fernbleiben. Franz war ihre erste Liebe gewesen und sie liebte ihn noch. Die Mutter hatte sie zu einer Verbindung zwingen wollen, aber der Gemeindegemeinderat hatte immer wieder zugeflüstert: „Hüte dich, ihr seid Geschwister“, und selbst Franz schien Zweifel zu hegen. Die Mutter hatte diese Sache in Schweigen gehüllt. Und wie hätte Ruth es wagen dürfen, sie darüber zu fragen. Hatte die Mutter aus dem so jäh gehüteten Geheimnis Vorteile ziehen wollen? Nun hatte sie doch die Aufklärung gegeben. An wen?

Da kam ihr Gatte.

Schweigend hörte sie seiner Predigt zu über die Pflichten der Ehegatten, und was man sich gegenseitig am Altare gelobt habe, und daß sie nun als vernünftige Eheleute heimkehren wollten, er sei überzeugt, daß ihnen in Römerswyl, eher als hier in der ungewohnten Luft und Landschaft, das volle Glück erblühen müsse.

Sie blickte verloren vor sich hin, daß Lothar abbrach, ans Fenster trat und an den Pfosten gelehnt unbeweglich verharrte.

Eine lange Weile herrschte beklommene Stille.

Mähselig wurde sich Ruth der Tatsache und ihrer Pflicht bewußt. Sie war ja das angetraute Weib dieses Mannes. Mußte sie ihm nicht dankbar sein und war er nicht auch liebenswert?

Sie eilte auf ihn zu, küßte und herzte ihn und billigte alle seine Entschlüsse.

*

Andern Tages in der Frühe reisten sie ab, ohne den Sohn des Direktors davon benachrichtigt zu haben.

Schon wenige Tage nach der Rückkehr stand Lehrer Lothar vor seinen Schülern, frisch und freudig belebt.

Die hügelige, verschwiegene romantische Landschaft von Römerswyl, die geliebte Schule, das eigene Heim wogen den lauten, lauen Sünden tausendmal auf. Hier war sein Reich, hier war seine Welt.

Die Kinder bestaunten ihn. Er sah gebräunt und heiter aus. Was mußte er nicht zu erzählen wissen? Wie es geheimnisvoll um seinen Mund zuckte, wie seine Augen lachten? Hurra, man hatte den lieben Lehrer wieder.

Die junge Frau besorgte den Haushalt.

Ruth war arbeitsam und griff geschickt zu. Die Wohnung hielt sie blühsauber, das Essen bereitete sie gut, daß es dem Gatten mundete. Lothar freute sich und sorgte nicht mit Lob und zärtlichem Dank. Ans Sparen freilich dachte Ruth nicht. Aber der Gatte tröstete sich damit, daß auch dies erst mit dem eigenen Haushalte erlernt werden müsse.

Die Mutter Ruths hatte Konkurs gemacht und lebte nun in der Stadt. Das Geschäft lag schon in andern Händen und war in geordnetem Betrieb. Die Hausindustrie hatte ein jähes, unrühmliches Ende genommen. Rechnungen sollten nicht stimmen. Der Gemeindegemeinderat suchte fieberhaft nach versandeten und verlaufenen Quellen.

Die Fabrik indessen florierte und figurierte in der Zeitung mit einem günstigen Rechnungsabschluß und einem elfprozentigen Dividendenertrag.

24. Kapitel.

Ein Jahr nach der Hochzeit wanderte Lothar auf der Landstraße der Stadt zu.

Es war dem Lehrerpaa von Römerswyl ein Knäblein geschenkt worden.

Ruth war im Frauenspital. Sie hatte es so gewünscht. Lothar hatte ihrem Willen nachgegeben, obgleich ihm schien, das erste Kind sollte daheim das Licht der Welt erblicken, zumal Ruth gesund war. Es wäre zwecklos gewesen, darüber viele Worte zu verlieren. Sie war so empfindlich und heftig. Ihr Zustand flößte ihm Ehrfurcht ein, daß er jede Widerrede vermied, so weit es sein rasches und leichtverletztes Temperament nur erlaubte. Ruths seltsam gleichgültiges Wesen und der öftere Unwille, mit dem sie die Frucht ihres Leibes trug, wollten sich nicht zu Lothars feierlichen Gedanken vom Mysterium der Mutterschaft fügen. Das tat ihm oft weh.

Aber nun jauchzte der Frühling!

Die Wiesen prangten im Grün. Der Ruck rief in lichterhellen Wäldern. Der Himmel wölbte sich unendlich und strahlte in Sonnenglanz und Bläue.

Wie sollte er nun nicht gutgelaunt und frohgemut sein? Er war Vater, besaß ein Knäblein, gesund, rosig, vollgliedrig, ein vollendetes Menschenwunder. Wie wollte er das Kind sorglich betreuen und erziehen in schöner Harmonie, und vor allem nicht sein, wie zuweilen Lehrerväter, ohne Geduld, ohne Nachsicht und ohne Verstehen für die Leiden und Vergehen der eigenen Kinder.

Gewiß würde nun auch Ruth lieber und dankbarer für alle seine Ob Sorge, und gewiß vermochte das Kind endlich jenes notwendige, einigende und verstehende Band von ihr zu ihm zu schlingen. Nein, er wollte keine Zweifel hierüber hegen, obgleich sie enttäuscht ausgerufen hatte, als man ihr das rosige Kind, sauber gewaschen und sorglich eingemummelt, zum ersten Male zeigte: „Der Bub gleicht dir, Lothar.“ Er hatte geschwiegen, aber gedacht, ja, wer müßte nicht den Mund verziehen bei steten Enttäuschungen schon im ersten Ehejahr und bei den vielen andern Sorgen.

Die Schule verlangte die ganze Kraft, wenn man sie erfolgreich führen wollte.

Er hatte auch alle Auslagen für das Sekretariat der Heimindustrie nachträglich aus eigenen Mitteln bestreiten müssen. Der Ertrag der Schreibarbeiten sollte den Ausgleich bringen. Der Haushalt jedoch beanspruchte Beträge, die über sein Einkommen gingen.

Sollte er den Beruf ändern und von Römerswyl fortziehen? Nein, das konnte er nicht. Lehrer sein war doch seine Bestimmung. Er mußte das Leben durch Arbeit zwingen. Auch die Korrespondenzen brachten ja etwas ein. Holmann erschien ihm erneut gewogen, hatte im letzten Wahlkampf seine Artikel belobigt und ihn zum Weiterfechten ermuntert. Der Pfarrer und der Ammann waren korrekt, vermutlich voll Mitleid. Lothar knirschte: nur kein Mitleid, das war unerträglicher als Verachtung. Mitleid spürte er auch aus dem vornehmen Wesen Fräulein Hollmanns und der herablassenden Art der Lehrerin, wenn man mit kurzem gegenseitigen Gruß aneinander vorbeiging. Es war unrecht, an die beiden zu denken und sich eine glücklichere Ehe mit Claire oder Gertrud auszumalen. Aber diese Gedanken drängten sich oft unwiderstehlich in den Zwiespalt seiner trostbedürftigen Seele. Suchte ein Unglücklicher nicht wenigstens im Träumen ein Körnchen Glück?

Den Namen seines Bruders hatte er in diesem Jahre oft gehört und gelesen. Jede Wahlversammlung des Amtsbezirktes verzeichnete ihn unter Sperrdruck in führender Rede oder schlagender Diskussion. Er würde Karriere machen.

Lothar sprang zur Seite. Der heulende Ton einer Autosirene hatte ihn aufgeschreckt. Hatte nicht der Fürsprecher Karl Waldauer im glänzenden Auto gefessen? Das flüchte nur so vorbei. Ja, der hatte Geld. Der war ein Krösus!

Endlich erreichte er die Stadt.

Sie kam ihm fremd vor. Er war bedrückt und scheu. Auch war er von der langen Wanderung müde geworden und verspürte Hunger. Aber er wollte für sich keine Ausgaben machen und kaufte mit dem Geld ein paar Rosen, um Ruth eine Freude zu bereiten.

Sachte klopfte er in der Klinik an die Türe des Einzelzimmers und trat behutsam ein.

Scharfer Wohlgeruch schlug ihm entgegen.

Am Bette seiner Frau, die halbaufgerichtet in den Kissen lag und einen vor Erregung roten Kopf und siebende Augen hatte, saß ihre Mutter.

Frau Gauch erhob sich nicht, als er ins Zimmer trat. Sie erwiderte auch seinen Gruß nicht.

Er trat ans Bett, küßte seine Frau, der es unliebsam schien, daß der Gatte sie küßte. Er legte die Rosen auf die weiße Bettdecke. Raum wurden die schönen Blumen eines Blickes gewürdigt. Mit wehem Herzen sah er sich nach dem Kinde um. Es schlummerte, ein friedliches und liebliches Bild. Von Rührung ergriffen und erfüllt von Vaterliebe und Frieden, drängte es ihn, seiner Schwiegermutter, die sich während des ganzen Jahres nie um Ruth gekümmert hatte, freundlich die Hand zu bieten.

Aber als er sich umwandte, war die Frau aufgestanden und sagte: „Ich gehe nun, meine liebe Ruth.“

Sie beugte sich zur Tochter nieder, küßte sie auf die Wangen und auf den Mund, überschwenglich zärtlich. Und Ruth schlang die Arme um ihren Hals und küßte sie wieder.

Lothar war betroffen. Eigentlich rührte ihn die Herzlichkeit, und doch fühlte er sich beiseite geschoben, da sich die beiden sichtlich versöhnt hatten; dieser innige Abschied sollte es ihm wohl klar machen; er empfand es wie eine Verschwörung gegen sich. So hingebend hatte ihn seine Frau seit langem nicht umarmt.

Frau Gauch schritt steif nach der Türe und mahnte zurück: „Sei in erster Linie um dich selbst besorgt, liebe Ruth.“

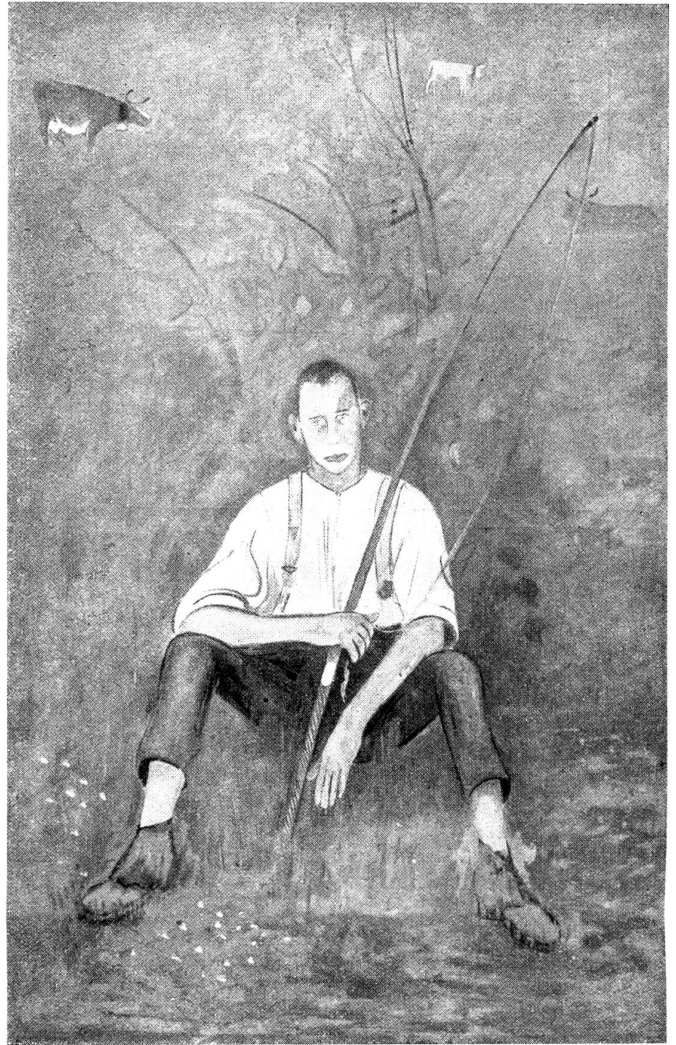
In Lothar war kein Halt mehr. Er rief: „Ihrer Tochter geht es gut, sie ist bei mir gut aufgehoben.“

„Wer sich entschuldigt, klagt sich an“, gab Frau Gauch Bescheid. Sie schloß die schon halbgeöffnete Türe wieder und trat feindselig in die Mitte des Zimmers: „Wollen Sie mir etwa verbieten, meine Tochter zu besuchen?“

„Keineswegs“, sagte er ruhig, „aber es geziemte sich, daß Sie auch mich beachten.“

Sie schüttelte sich zornig: „Zuerst müßte ich Sie achten können. Sie haben mir mein Kind weggenommen. Sie haben meine Tochter zur Ehe gezwungen. Sie ...“

Den Lehrer traf die Anklage wie ein Peitschenhieb. Er trat auf die Frau zu, um sie aus dem Zimmer zu weisen. Besorgt um Ruth, wollte er nicht mit Worten fechten.



Ernst Morgenthaler: Wandbild.

(Klischee aus dem Katalog der XIX. Nationalen Kunstausstellung.)

Er zitterte, wie von Schwindel befallen, als er Frau Gauch am Arme faßte.

Da sprang Ruth mit einem Schrei aus dem Bette, taumelte ein paar Schritte und brach zusammen.

Lothar eilte seiner Frau zu Hilfe. Er sah Blut. Er schrie wie toll nach der Wärterin. Frau Gauch wußte so gleich Rat. Sie befahl ihm, anzufassen, und gemeinsam hoben sie Ruth sorglich aufs Bett zurück. „Mein Gott, Ruth, stirb mir nicht“, flehte und stöhnte der Gatte.

„Schweigen Sie!“ sprach Frau Gauch.

Lothar stierte auf die Frau mit der Miene eines Verzweifelten. Er ballte die Hand, senkte den Kopf, und da fiel sein Blick auf seine Gattin, die regungslos lag und schwer atmete. Frau Gauch legte ihr eben die Arme flach an den Körper und flüsterte ihr besänftigend zu.

Die Wärterin kam und der Arzt.

Eine Operation, hieß es.

Es war eine schwere Stunde.

Lothar stand am Schmerzenslager und betete mit Inbrunst.

Auch Frau Gauch war geblieben, aber als der Arzt wegging, folgte sie ihm nach. (Fortsetzung folgt.)